



Sumo in Fukuoka: Ein verlorenes Paradies?

von Chris Gould



Bevor ich nach Fukuoka kam, war ich fest davon überzeugt, dass das Kyushu Basho ohne Scham oder Zögern zum alten Eisen geworfen werden sollte. Unmengen von leeren Plätzen, die im Fernsehen gezeigt wurden, nagten nicht nur an der Würde des Sumo, sondern sie ließen auch nicht die Tresore des Kyokai anschwellen, das sich einer schmerzhaften wirtschaftlichen Krise gegenüber sah. Das große Expansionsprojekt des ehemaligen Dewanoumi-Rijicho, die Honbasho über das ganze Land zu verteilen, schien in Kyushu verloren zu sein. Fukuoka war vielleicht in den 1950er Jahren eine Sumostadt, und sicherlich in den 1980er Jahren, als der führende Yokozuna mit einer Frau aus der Gegend prahlen konnte, aber der Markt scheint seitdem deutlich geschrumpft zu sein. Die Zeit schien gekommen, das Basho entweder komplett vom Terminplan zu streichen oder es



nach Tokyo zu verlegen. Solch eine Fast-Umkehr, wenn auch eine langsame, wäre sicher zu viel für die stolzen Sumo-Oberen, um die Gemütsruhe zu bewahren.

Aber während meiner drei Tage

voller Spaß in Fukuoka wurde mir klar, dass ein Sumoturnier auf Japans südlichster Hauptinsel eine hochgradig besondere Erfahrung ist, authentischer als alles, was der Kokugikan in seinen besten Träumen bieten könnte. Es mögen viele Sitze leer sein, aber der Rest ist mit wissenderen und das Sumo besser verstehenden Seelen gefüllt als eine Woche volles Haus in Tokyo. Es gibt eine merkwürdige Intimität innerhalb des Fukuoka-Publikums während der Woche, die untermauert wird durch die Entscheidungen derer auf den hinteren Plätzen, freie Plätze weiter vorne zu füllen und um das Dohyo herumzueilen. In dieser gastlichen Situation kann man jede Witzelei und jeden Ruf hören, deren Laustärke durch das enorme Echo der leeren hinteren Hälfte der Halle verstärkt wird. Bei Sticheleien wie „Nana tani-en, ganbare!“ – „Viel Glück, Nana tani-en“ – gegenüber Takamisakari (in Bezugnahme auf seinen berühmten





Fernsehwerbespot) können die Bewohner von Fukuoka entspannen und einen Sport genießen, der perfekt ihre Verehrung des chauvinistischen Mannes ergänzt.

Verglichen mit dem eher seelenlosen Kokugikan repräsentiert das Fukuoka Kokusai Centre viel besser, worum es im Sumo geht – trotz seiner modernen baulichen Veränderung. Es unterwirft sich der Philosophie, dass Sumo in einer einfachen quadratischen Halle stattfinden sollte, die Menschenmassen dicht gepackt auf temporären Sitzen und wenig sicheren Treppen. Der palmengesäumte Boulevard und die topmoderne Bucht außen sind schnell vergessen, wenn man die Korridore des Kokusai Centre mit ihren roten Teppichen betritt, die von dünnen Stahlsäulen umsäumt sind, die irgendwie große Mengen von Masu-Seki tragen. Am auffallendsten ist, dass der Zugang zu vielen Plätzen nur über genau die Wege möglich ist, die die Ringer selbst nehmen! Die Umkleidekabinen, die einfach in den hintersten Bereichen der Halle

liegen, werden nicht von den Fans abgeschirmt und werden daher sehr zum Leidwesen des Kyokai-Sicherheitspersonals täglich von Mächtegern-Fotografen belagert.



Im Gegensatz zu Tokyo gibt es keinen gesonderten Eingang für die Sumotori, was bedeutet, dass sogar die Ozeki und die Yokozuna gezwungen sind, durch Mengen von einfachen Bürgern und Souvenirständen in der Hauptlobby und durch weitere kameraschwenkende Fans hinter den Kulissen zu waten. „Privatsphäre“ scheint kein Wort zu sein, das in Fukuoka bekannt ist. Denkwürdige Sichtungen hinter den Kulissen dieses Bashos waren unter anderem die eines Sekiwake, der die Umkleidekabinen mit wirrem Haar und ohne Bintsuke-Öl darin betrat, weil er scheinbar verschlafen hatte! Ein anderer Sekitori konnte unterdessen dabei beobachtet werden, wie er mit seinem Tsukebito verzweifelt Taxis hinterherjagte, nachdem er vom Regen nach dem Musubi-no-Ichiban überrascht wurde und keinen Regenschirm dabei hatte!

Im Tokyo-Sumo sind alle Anfeuerungsrufe für die Stars reserviert: Die Ozeki und die

Yokozuna, die es sowohl aus guten als auch aus schlechten Gründen in die landesweiten Schlagzeilen schaffen. In Fukuoka wird Tokyo eindeutig als ein fremdes Land gesehen, dessen Prioritäten wenig Einfluss auf das Leben in Kyushu haben sollten. Daher gibt es überschwängliche Rufe im Kokusai Centre – in anrührender traditioneller Art und Weise – für die lokalen Helden: Die Sekitori, die in Kyushu geboren und aufgewachsen sind, insbesondere in Fukuoka. Nie zuvor habe ich gesehen, dass Juryo Kotokasuga einen solch wilden Applaus bekommen hat, und es stachelte ihn deutlich dazu an, eine bessere Leistung zu zeigen als sonst. Auch für Kotoshogiku wurde leidenschaftlich applaudiert, und er erholte sich von einem schwachen Start und holte ein sicheres Kachi-Koshi. Die Leute

aus Fukuoka machen keinen Hehl daraus, dass ihr größtes Idol – sowohl von der Statur als auch vom Status her – Kaio ist, und das Kokusai Centre war gefüllt mit riesigen Bildern von ihm. Nachdem er an Tag 4 unerwarteterweise kyujo gegangen war, liehen die Bewohner ihre überzählige Zuneigung dem Ozeki, der in der benachbarten Präfektur Oita geboren wurde, Chiyotakai. Sein beeindruckender Sieg über Tochinoshin mit Tsuppari an Tag 8 hatte viele Tsuppari-Imitationen einer begeisterten Menge zur Folge. Da sie niemals sein Rabaukentum in seinen Teenagerjahren erleben mussten, kann man verstehen, warum die Leute aus Fukuoka seinen Erfolg mehr anerkennen als die aus seiner Geburtspräfektur Oita, in der ihn viele noch bei seinem gefürchteten Familiennamen

Hiroshima nennen.

Der bei weitem am besten unterstützte Rikishi war der stille, bescheidene Maegashira Yoshikaze, dessen große mit Filzstift geschriebenen Kanji auf mehreren Pappschildern in der Arena gesehen werden konnten. Das purpurrot begurtete Leichtgewicht spielte sein Spiel besser und holte seine Karrierebestmarke von 11-4 in der Makuuchi, was erneut die schiere Entschlossenheit der Rikishi zeigt, nicht vor Familie und Freunden in der Heimatstadt das Gesicht zu verlieren. Der spannendste und am lautstärksten unterstützte Kampf war der zwischen Yoshikaze aus Fukuoka und Homasho aus der rivalisierenden Präfektur Yamaguchi. Das Aufeinandertreffen schien denselben Stellenwert



einzunehmen wie der mythische Kampf zwischen den Repräsentanten von Yamate und Izumo, von dem angeblich Japans Schicksal abhing. Nach gerade mal fünf Sekunden waren Technik und Ästhetik komplett in den Hintergrund getreten zugunsten von roher und ungetrübter Aggression der Art, wie man sie nur selten in irgendeinem Sumoring sieht. Wilde Schläge flogen aus allen Himmelsrichtungen, als Homasho und Yoshikaze um jeden Preis um den Sieg kämpften. Die durch ein großes Kontingent Besucher aus Yamaguchi angeschwollene Menge liebte jede Sekunde und erzeugte einen beinahe schon surrealen Rückhalt für zwei relativ unbekannte Maegashira. Nach einer Minute des Chaos kam Yoshikaze schließlich hinter Homasho, schob ihn in Richtung des Randes und erzielte einen Sieg vor heimischem Publikum, der mit ebenso viel Leidenschaft gefeiert wurde wie ein Sieg im Fußballderby von Manchester. Es war nur ein quälend kurzer Blick auf das, wie Sumo gewesen sein musste, bevor die Nichtjapaner kamen, um es zu dominieren. Solch purer Ausdruck von lokalem Stolz ist selten in dieser nie dagewesenen Ära, in der mehr Ausländer als Japaner auf den beiden höchsten Banzuke-Rängen stehen werden.

Fukuoka hilft uns auch, unser Verständnis für das Sumo zu

vertiefen, indem es die krassen Unterschiede und Einkommensungleichheiten zwischen den verschiedenen Rängen zeigt. Während die Rikishi der unteren Divisionen meistens Schüsseln mit billigen Tonkotsu-Ramen in Läden hinunterschlingen, die von alternden Einheimischen geführt werden, die liebevolle Erinnerungen an die glorreichen Tage des Sumo haben, besuchen die bezahlten Rikishi in der Regel die höchst vornehmen Restaurants in Nakasu, das weithin renommiert ist als die Hauptstadt der Gentleman's Clubs in Kyushu (wo Fliegen, Tuxedos und – bei glamourösen Beigleitungen – Ballkleider eine Voraussetzung zu sein scheinen). Die alternden Köche, die die örtlichen Izakaya und Ramenya betreiben, können kaum ihre Verachtung für diese Ringer und die jüngeren japanischen Rikishi verbergen, die deren Läden zum Vorteil der Fast-Food-Filialen meiden. „Der Grund, warum wir keinen japanischen Yokozuna haben“, sagte eine omahafte Besitzerin eines Ramenya, „ist der, dass sie nicht genug Ramen essen!“

Fukuoka ist eine Stadt, die trotz ihrer kommerzialisierten wirkenden Erscheinung unglaublich stolz auf ihre Lage und ihr Erbe ist. Sumo wird als ein integraler Bestandteil dieses Erbes gesehen, seitdem das Kyushu Basho 1958 in den Kyokai-Kalender aufgenommen wurde.

Fünzig Jahre lang ohne Kompromisse, und wissende Kreise scheinen überzeugt, dass der Fortschritt des Sumo in Fukuoka nur durch die schlechte Werbung dafür aufgehalten wird. Es ist in der Tat wahr, dass es entschieden zu wenige Werbeposter gibt, besonders in den öffentlichen Verkehrsmitteln der Stadt. (Im Gegensatz dazu sei die Tokyoter Metro genannt, die Anfang Dezember schon die Poster für das Januar-Basho aufhängt.) Die großen Zuschauerzahlen an den Wochenenden und die täglich auftauchenden Gaijin mit ihrem Halbwissen zeigen, dass Sumo-Apathie kein Problem in diesem großartigen Gebiet ist. Wenn man nach den extremen Emotionen geht, die Homasho und Yoshikaze hervorrufen, sollte der Kyokai vielleicht auf den regionalen Stolz setzen. Zu einer Zeit, in der drei Jahre lang kein Japaner das Makuuchi-Yusho gewonnen hat, könnte das Kyushu Basho als eine perfekte Chance beworben werden, den Kaiserpokal wieder in die Hände von Fukuoka zu bringen – oder zumindest in die von Kyushu. Man könnte sich einen Satz des neuen US-Präsidenten leihen und vielleicht eine Werbekampagne mit folgendem Wortlaut aufziehen: „Sie denken, dass jemand aus Fukuoka nicht das Yusho gewinnen kann? Mit Ihrer täglichen Unterstützung: YES, HE CAN!“